



JOSIE KJU

Penelope!

Wirbelwind
mit Herz



EDEL
ELEMENTS

und faselten von Amerika, als mich Ireen plötzlich anstupste.

„Dreh dich jetzt bloß nicht um, unser erster Offizier steht da oben und schaut zu uns herunter.“

„Ach du Scheiße! Mr. Schnösel?“

„Was heißt hier Mr. Schnösel? Er ist Italiener. Alessio Ferrara! Allein der Name klingt doch schon wie Musik, findest du nicht? Oh, er ist der bestaussehende Mann unter der Sonne“, schwärmte sie verträumt.

„Pah, dass ich nicht lache“, wettete ich sofort los. „Ein Grobian ist der und ein eingebildeter Lackaffe noch dazu!“

„Sag bloß, du kennst ihn?“

„Allerdings! Er hat mich angeplärrt und von Bord gezerrt. Hier, schau mal“, ich zog meinen Ärmel hoch, um ihr meine blauen Flecken zu zeigen.

„Was! Aber wieso hat er das getan?“

„Ich wollte mich bloß schon mal ein bisschen auf dem Schiff umsehen, allerdings hatte ich da noch keine Bordkarte.“

„Verstehe“, Ireen nickte, ging aber nicht weiter darauf ein. Stattdessen setzte sie ihre Schwärmerei für Ferrara fort: „Alle weiblichen Wesen an Bord sind total verrückt nach ihm und würden auf der Stelle tot umfallen, wenn er nur ein Wort an sie richten würde. Seine dunklen Augen ... Hast du seine Stimme nicht gehört? So melodisch ... und dieser Akzent.“ Sie verdrehte theatralisch ihre Augen.

„Allerdings habe ich seine Stimme gehört“, beantwortete ich ihre Frage, „er hat mich ja angeschrien wie ein Wahnsinniger.“

Wir hörten jemanden unseren Namen rufen, ein Zeichen dafür, dass die Pause vorbei war und wir zurück in die Küche mussten. Aber insgeheim stimmte ich Ireen zu. Er hatte etwas an sich, das mich magisch anzog, obwohl ich ihn nicht leiden konnte. Was waren das nur für neue Gefühlsregungen? Normalerweise gab es so etwas bei mir nicht. Für mich gab es nur Schwarz oder Weiß. Entweder mochte ich jemanden oder ich hasste ihn. – Komische Sache.

*

Eigentlich hätte ich mich abends unter die Passagiere mischen können, aber ich fühlte mich bei den Crewmitgliedern wohler. Meine freie Zeit verbrachte ich mit Ireen und hielt mich in den Räumlichkeiten der Crew auf. Hier lief ich auch weniger Gefahr, Mr. Schnösel über den Weg zu laufen. Er flanierte über die Decks und streifte durch die verschiedenen Restaurants und Bars, nur um anzugeben und mit den Passagieren einen Plausch zu halten. (Das hatte mir jedenfalls Ireen erzählt.) Ja, das passte zu dem Lackaffen wie die Faust aufs Auge.

Am nächsten Tag wurde mir das Salatrupfen und Waschen zugeteilt. Danach wurde ich ganz aus der Küche abkommandiert, weil mir dieses Haarnetz immer wieder vom Kopf

hüpfte und ich mich auch sonst recht ungeschickt anstellte. Ab jetzt sollte ich helfen, die Kabinen der Passagiere aufzuräumen.

*

Ich wurde Mayari zugeteilt, einer jungen Frau von den Philippinen. Sie erzählte mir, dass sie drei kleine Kinder zu Hause habe und auf diesen Job angewiesen sei, um ihre Familie ernähren zu können. Mein Gott, sie war noch so jung, gerade mal fünfundzwanzig, und hatte schon drei Kinder! Sie war klein und zierlich, wendig und schnell. Sie wirbelte durch die Zimmer, dass ich nur staunen konnte. So hetzten wir von einer Kabine zur nächsten und in dem Moment, als wir den schweren Wagen mit allen Utensilien über den Flur zur nächsten Kabine schoben, entdeckte ich Mr. Schnösel am anderen Ende des Flures. Der schon wieder! Schnell drehte ich mich um, wartete ungeduldig, bis Mayari die Kabinentür geöffnet hatte, und schlüpfte schnell hinein.

Ich war gerade damit beschäftigt, den Spiegel im Badezimmer zu polieren, als es in der Kabine laut polterte. Mayari hatte die Blumenvase umgestoßen und das Wasser ergoss sich über den Tisch und auf den Teppichboden. Sie schimpfte mit sich selbst, weil ihr dieses Malheur passiert war, und versuchte vergeblich mit dem Staubtuch das Wasser aufzufangen. Ich wollte schnell zu unserem Wagen auf dem Flur flitzen, um weitere Tücher zu holen, stürzte aus der Kabine und – Peng! – knallte mit Mr. Schnösel zusammen.

„Hoppla, nicht so stürmisch, junge Fr... Was machen Sie denn hier?“

Er hatte versucht, den Aufprall abzufangen, und mich an den Oberarmen gepackt. Jetzt hielt er mich ein Stück von sich fern, um mir ins Gesicht schauen zu können. Natürlich hatte er mich sofort wiedererkannt. War ja klar, ich mit meinem Aussehen wie ein bunter Hund konnte mich nicht unsichtbar machen.

„Ich arbeite hier, stellen Sie sich vor. Und jetzt lassen Sie mich los, ich habe zu tun.“ Ich wand mich geschickt aus seinem Griff, den er gelockert hatte, bückte mich nach frischen Tüchern und rauschte zurück in die Kabine, um Mayari zu helfen. Wir bemühten uns, das Wasser aus dem Teppichboden zu bekommen, indem wir Tücher darüberlegten und darauf herumklopfen.

„Haben Sie die Vase zerbrochen?“

Wir zuckten beide zusammen, weil wir nicht bemerkt hatten, dass Mr. Schnösel zu uns in die Kabine gekommen war. Mayari holte schon Luft, aber ich kam ihr zuvor. Ich stand auf, um ihm kampflustig in die Augen sehen zu können, und sagte: „Ja, habe ich.“

Wie er dastand, geschniegelt und selbstgerecht, die Hände hinter dem Rücken gekreuzt. Er, seine ganze Art, provozierte mich bis aufs Blut, obwohl er wirklich gut aussah. Das konnte selbst ich nicht leugnen.

„Die werden Sie ersetzen müssen“, meinte er und deutete auf die Scherben. „Wir werden es Ihnen vom Lohn abziehen. Ich werde den Purser über den Vorfall informieren.“

„Tun Sie das“, sagte ich giftig und drehte ihm den Rücken zu, um Mayari wieder helfen

zu können. Idiot! Ich bekam gar keinen Lohn, haha. Als er weg war, sagte Mayari: „Warum hast du gelogen? Ich habe die Vase doch umgestoßen. Ich werde zum Purser gehen und die Angelegenheit klären.“

„Gar nichts wirst du tun“, sagte ich und grinste sie an. „Mir kann nichts passieren. Mach dir keine Sorgen.“

*

Aus den vielen Berichten, die ich über die Titanic gelesen hatte, wusste ich, dass sie am 14. April 1912 um 23.40 Uhr, etwa dreihundert Seemeilen südöstlich von Neufundland, mit einem Eisberg kollidiert war. Zwei Stunden und vierzig Minuten später versank sie im Nordatlantik.

Wir waren die vierte Nacht auf See, als ich mich gegen kurz nach zwei Uhr aufs Deck begab. Mit Sicherheit befanden wir uns nicht annähernd an der Stelle, an der die Titanic damals gesunken war, aber trotzdem wollte ich diese Atmosphäre spüren. Die Dunkelheit hüllte mich ein. Rabenschwarze Nacht. Gespenstisch! Ich stellte mir vor, wie es damals gewesen sein musste. Die meisten werden wohl kurz vor Mitternacht plötzlich aus dem Schlaf gerissen worden sein oder sie befanden sich noch irgendwo auf dem Schiff in einer Bar oder einem Tanzsaal. Welche Panik musste ausgebrochen sein, auch unter der Besatzung, den Männern im Maschinenraum, den armen Seelen der dritten Klasse, die man irgendwo im Bauch des Schiffes zusammengepfercht hatte. Es schüttelte mich. Und obwohl für die Evakuierung doch verhältnismäßig viel Zeit zur Verfügung stand, starben 1514 der über 2200 Menschen an Bord. Und warum? Weil es nicht genügend Rettungsboote gegeben hatte. Was für eine Schlampererei! Shit! Ich hatte vergessen zu fragen, ob wir genügend Rettungsboote an Bord hatten. Das musste ich gleich am Morgen nachholen.

Nach dem Frühstück ging ich zu Peter und er beruhigte mich sofort. „Aber natürlich haben wir genügend Rettungsboote, was denkst du denn?“

„Na, dann ist es ja gut.“ Jetzt kam ich mir doch reichlich dämlich vor. „Und Peter, ich hätte da noch eine Bitte. Ich bin für die nächsten Tage bei Mayari eingeteilt, sie hat doch dieses Bord-Walkie-Talkie. Kannst du sie anpiepsen, wenn wir uns New York nähern? Ich meine, sobald man auch nur die klitzekleinste Ahnung der Freiheitsstatue erkennen kann? Da will ich an Deck sein.“

„Wenn wir uns New York nähern, wirst du keinen Dienst haben.“

„Was? Woher weißt du das?“

Peter lachte. „Was glaubst du, wie oft ich das schon gefragt wurde? Jeder will das sehen, ist doch klar.“

„Ja fein, nun sag schon, wann wird es sein?“

„Freitag in der Morgendämmerung. Ich schätze, so gegen fünf oder sechs Uhr.“

„Oh, Peter!“, ich fiel ihm kurz um den Hals. „Das ist ja wundervoll. Wie herrlich wird es

aussehen, wenn wir mit dem Sonnenaufgang einlaufen und die ersten Strahlen die Fackel der Lady Liberty entflammen lassen ...“ Ich hatte meine Augen geschlossen und schwelgte in meiner Vorstellung. Als ich sie wieder öffnete, erwischte ich Peter mit einem schiefen Grinsen im Gesicht. „Was ist?“, fuhr ich ihn an. „Das ist *das* Symbol der Freiheit, ein bedeutender Tag in meinem Leben.“

Peter nickte. „Ja, du hast ja recht. Es ist schon ein toller Anblick.“

„Wie oft hast du es schon gesehen?“

„Siebenmal.“

„Wirst du es dir ein achttes Mal anschauen?“

„Ja, auf jeden Fall.“ Jetzt strahlte er mich an. Ich hakte mich bei ihm ein und wir gingen ein Stück gemeinsam den Flur entlang. „Sag mal, Peter, erzählst du das allen Passagieren?“

„Was meinst du?“

„Dass man vermutlich gegen fünf oder sechs Uhr etwas von der Skyline erkennen wird?“

„Ja, klar. Warum sollte ich ihnen etwas anderes erzählen als dir?“

„Ähm, nur so. Ich wollte nur wissen, ob du mich mit Insiderinformationen fütterst. Alles gut, Peter“, ich tätschelte seinen Arm und blieb stehen. „Ich muss jetzt in diese Richtung. Wünsche dir noch einen schönen Tag.“

„Ja, dir auch“, sagte Peter und winkte mir noch einmal zu.

Haha, ich würde meinen Wecker auf vier Uhr stellen, um vor allen anderen an Deck zu sein. Ich, Penelope Kolesnikow, würde meine Nase an vorderster Front an der Reling haben, wenn wir auf den Hafen von New York zusteuerten.

* * *

⌘ Kapitel 6 ⌘

New York



Meinen Wecker hatte ich umsonst gestellt. Ich war so aufgeregt, dass ich in der letzten Nacht an Bord der Queen Rose überhaupt nicht schlafen konnte. Ich war meinem großen Ziel so nahe. Unglaublich! Gegen halb vier zog ich mich an und ging, bewaffnet mit meinem alten Fotoapparat, an Deck. Wie erwartet war ich die Erste. Aber es war ziemlich frisch, ja, es blies sogar ein richtig kalter Wind. Rasch eilte ich zurück in meine Kabine, zog mir noch eine zweite Jacke an und nahm für alle Fälle eine Wolldecke mit, in die ich mich einwickeln konnte. Bestens ausgestattet bezog ich nun Stellung an der Reling.

Es dauerte noch fast zwei Stunden, ehe es langsam dämmerte. Und das erste sanfte Licht spülte nun auch weitere Schaulustige an Deck. Ich nahm sie gar nicht richtig wahr, so versunken war ich in meine Gedanken; sah mein ganzes bisheriges Leben Revue passieren, während ich auf mein großes Ziel zusteuerte.

Der Himmel war bedeckt mit dicken dunklen Wolken, aber es gab auch Lücken, durch die sich feine Sonnenstrahlen ihren Weg bahnten. Die Skyline von Manhattan ließ sich bereits erahnen und ich bildete mir ein, die Lichter der Verrazano-Narrows Bridge zu sehen. Unter dieser gewaltigen, zweistöckigen Hängebrücke, die die New Yorker Stadtbezirke Staten Island und Brooklyn über die Meerenge hinweg verband, mussten alle Kreuzfahrtschiffe durchpassen, die in den Hafen von New York einlaufen wollten. Was für eine Anspannung, als die Queen Rose ganz langsam und majestätisch darunter hindurchglitt. Und dann war der große Moment gekommen. Ich war längst aufgesprungen und umklammerte mit beiden Händen die Reling. Gleich musste linker Hand die Freiheitsstatue ins Bild kommen ... Mein Herz hämmerte. Und ... Ja, da war sie! So groß und schön und stolz reckte sie ihre Fackel gen Himmel. In der linken Hand die Tabula ansata, eine Inschriftentafel, mit dem Datum der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Zu ihren Füßen die zerbrochene Kette. Eine dicke Gänsehaut kribbelte unentwegt über meinen ganzen Körper. Tränen der Überwältigung verschleierten mir die Sicht, liefen ungehindert über meine Wangen. Ich schniefte laut und atmete tief. Ich hatte es geschafft. Jetzt war ich endgültig frei!